

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 8 (1966)

Nachruf: Totentafel

Autor: Weber, Hans / Peng, Hildefons / Boldini, R.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Totentafel

Antoine-Elisée Cherbuliez

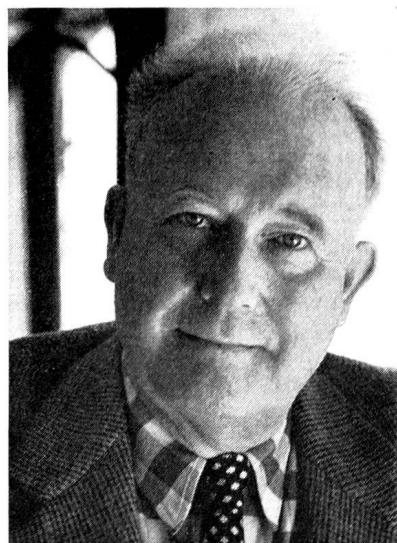
Mit Prof. Dr. A.-E. Cherbuliez ist eine Persönlichkeit von uns geschieden, die während drei Jahrzehnten eng mit dem Musikleben Graubündens verbunden war. Es war ein ereignisreiches Leben, reich an Begebenissen, an Zufällen, an Veränderungen und an Ehrungen aller Art. Bis zuletzt blieb es durchdrungen von einem ganz ungeheuren, nie ermüdenden Schaffensgeist. Erst verhältnismäßig spät hat sich der Verstorbene seinem eigentlichen Lebensberuf zugewandt, d. i. der theoretischen und historischen Erforschung der Musik.

Cherbuliez stammte aus einer hochkultivierten Genfer Familie. In Straßburg und Zürich hatte er seine Studien der Mathematik begonnen und abgeschlossen, und er war nahe daran, sich weiter auf den Ingenieurberuf vorzubereiten. Aber da kam ihm sein ausgeprägtes Interesse für die Musik in die Quere, gefördert durch verständnisvolle und einführende Lehrer, wie den Cellisten Norbert Salter und ganz besonders den Organisten Albert Schweitzer, der damals noch in Straßburg tätig war und gerade an seiner Biographie über J. S. Bach schrieb. Durch diese beiden Lehrer ist der junge Cherbuliez stark beeinflußt und geführt worden. Sie haben erkannt, was in dem jungen Menschen schlummerte, und sie haben sein großes Interesse für die Musik ganz bewußt gefördert. Dazu kam allerdings auch sein großer Charme im Umgang mit Menschen, seine ausgesprochene Sprachbegabung, sein hervorragendes Gedächtnis und seine erstaunlich rasche Erfassung auftauchender Probleme, was sein Interesse in der Folge immer mehr auf das rein musikalische und das damit zusammenhängende Gebiet der Musikerziehung hinneigen ließ, auf ein Gebiet also, auf dem er später bahnbrechend wirken sollte. So zog es

Cherbuliez schon nach Erlangung des Ingenieurdiploms an der ETH und erst recht zwei Jahre darauf, als er als Assistent an der Großherzoglichen Technischen Hochschule in Darmstadt doktoriert hatte, immer mehr zur Musik. Was Wunder also, daß er sich als Privatschüler für Musiktheorie beim damals bedeutendsten deutschen Komponisten und Pianisten, Max Reger, anmeldete und sich bei Siegfried Ochs in Berlin als Chorleiter ausbilden ließ. Daneben war er als Cellist bei den Berliner Philharmonikern, in der Meiningen Hofkapelle und in den hervorragenden Orchestern der Dresdner und Charlottenburger Oper tätig. Gleichzeitig hörte er an der Berliner Universität musikwissenschaftliche Vorlesungen bekannter Dozenten, wobei er sich immer klarer und entschiedener zur Musik und zu musikwissenschaftlicher Tätigkeit durchgerungen hat.

So kehrte Cherbuliez im Jahre 1917 nicht als Ingenieur, sondern als Musiker in die Schweiz zurück. Er hat zuerst eine recht bescheidene Stelle als Musikdirektor und Organist in Wattwil angenommen. Ein Zufall wollte es, daß ihm mitgeteilt wurde, in Chur werde ein Cellolehrer gesucht, der auch bereit sein müßte, im Dilettanten-Orchester als Cellist mitzuwirken. Mit der ihm eigenen raschen Entschlußkraft hat er sich sofort zur Verfügung gestellt, obwohl die ihm damals gebotene materielle Basis recht ungewiß und höchst bescheiden war. Es ist dann allerdings gelungen, diese Stellungen weiter auszubauen. Die Orchesterschule des Männerchororchesters Chur wurde, nicht zuletzt dank der Initiative von Cherbuliez selbst, zur Musikschule entwickelt, wodurch den Lehrern die erwünschte Verbesserung der materiellen Grundlage geboten werden konnte. Es war rührend, mit welcher Gewissenhaftigkeit sich

Cherbuliez an den Proben des damaligen Männerchororchesters beteiligte und wie er an allen Konzerten, die in Chur mit Orchesterbegleitung durchgeführt wurden, dann aber auch dort, wo das Orchester begehrte wurde, z. B. am Trunser Festspiel 1924, mitwirkte. Daneben machte ihm das regelmäßige Zusammenspiel im Streichquartett gemeinsam mit seinen Kollegen Ernst Schweri und Viktor Zack (Schiers) und dem Verfasser dieses Nachrufes viel Freude. Es war ihm ein besonderes Anliegen, ein damals noch



nicht veröffentlichtes Streichquartett des in Genf tätigen Bündner Organisten Otto Barblan (dem Schöpfer der Calven-Musik) gründlich einzustudieren und neben Werken der Klassiker und Romantiker auch die dannzumal noch wenig bekannten und noch wenig geschätzten Werke der tschechischen Komponisten Dvorák und Smetana durchzunehmen. Die regelmäßigen Darbietungen dieses Churer Streichquartetts bildeten einige Jahre einen wesentlichen Bestandteil der so genannten Volkshaus-Abende.

Die Tätigkeit Cherbuliez' als Lehrer für Cello, Klavier, Theorie und Kam-

mermusik an der Musikschule Chur wurde bald ergänzt durch die Übernahme der Leitung des von ihm mitgegründeten Gemischten Chores in Chur, des Stadt-Orchesters, von Männerchören in Chur und Arosa, später auch des Orchester-Vereins Chur und als Kampfrichter an gar vielen Sängerfesten im ganzen Kanton. Lange Zeit war er als Musikkritiker der NBZ tätig. Seine ausgezeichneten Konzertbesprechungen haben viel Beachtung gefunden. Schon 1921 war Cherbuliez nach Chur übergesiedelt, wo er bis 1941 wohnte. Ein anderes Leben wäre durch diese rastlose Arbeit bis zum Überborden ausgefüllt gewesen. Nicht so bei Cherbuliez. Er übernahm immer noch neue Aufgaben und ging darin auf. In Chur hat seine reiche schriftstellerische Tätigkeit begonnen mit Beiträgen im «Bündnerischen Haushaltungs- und Familienbuch» (Das Volkslied in Graubünden), in der «Rätia» (Bündner Musik und Musiker), im Jahrbuch der Historisch-antiquarischen Gesellschaft (Quellen und Materialien zur Musikgeschichte in Graubünden; Geschichte der Musikpädagogik in der Schweiz), in Mozart-Jahrbüchern usw. Im Laufe der Jahre folgten zwei Übersetzungen aus dem Englischen und zahlreiche Biographien bedeutender Musiker von Händel und Bach bis zu Chopin, Verdi, Tschaikowsky, Grieg u. a. Unermüdlich tätig war Cherbuliez auch an der Bündner Volkshochschule in Chur, wo er Vorträge hielt und Kurse durchführte über Leben und Werke ausgewählter Meister der Tonkunst von Palestrina bis J. S. Bach, über 2000 Jahre Musikgeschichte auf Schallplatten, über Bau und Form musikalischer Kunstwerke, über Einführung in die Kammermusik und über Leben und Werke von Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert.

So hat Cherbuliez neben seiner unermüdlichen Tätigkeit im Alltag das Spezialgebiet auf- und ausgebaut, das ihn in späteren Jahren ganz beschäftigen und über die Landesgrenzen hinaus bekannt machen sollte: die Musikwissenschaft. Der Zürcher Universität hatte er schon 1923 seine musikwissenschaftliche Dissertation unter dem Ti-

tel «Gedankliche Grundlagen der Musikbetrachtung» eingereicht, die gleichzeitig auch als seine Habilitationschrift angenommen wurde. Es bestand damals in Zürich noch kein Ordinariat für Musikwissenschaft. Der Initiative und der riesigen Arbeitskraft Cherbuliez' ist es zu verdanken, wenn seine Lehrtätigkeit an der Universität Zürich immer erschöpfender genützt wurde. 1950 avancierte er zum außerordentlichen Professor, und 1957 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor. An der Freifächerabteilung der ETH dozierte er von 1942 bis 1958 auf deutsch und französisch Musikwissenschaft, und es war ihm da ein ganz besonderes Anliegen, am Orte seiner früheren Tätigkeit junge Menschen in die Schönheiten und den Wert der Musik einzuführen und sie dafür zu begeistern. Daneben las er regelmäßig an der Volkshochschule Zürich über musikalische Be lange verschiedenster Art.

Fast unfaßbar erscheint es, daß Cherbuliez auch noch Zeit fand, um sich Fachorganisationen zur Verfügung zu stellen, so als Mitglied des Vorstandes des Schweiz. Orchester-Verbandes, als musikalischer Oberleiter der Abteilung für Infanterie und Fachchef schweizerischer Militärmusik, als Mitglied des Verwaltungsrates des Stadttheaters Zürich, als Präsident der Zürcher Ortsgruppe der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft, als Zentralpräsident des

Schweizerischen Musikpädagogischen Verbandes, als Vizepräsident des «International Folk Musik Council» in London und schließlich bis zu seinem Tode als Hauptreferent der Braunwalder Musikwochen.

Es war und blieb einfach erstaunlich, mit welcher Tatkraft Cherbuliez sich immer wieder neuer Aufgaben annahm und wie er sich ganz darin auszugeben verstanden hat. Seine weltweiten Beziehungen und die große Anerkennung, die sein Schaffen allenthalben gefunden hat, führten ihn schließlich auch nach den USA, wohin er im letzten Herbst zum neuntenmal reisen wollte. Er liebte die Vielfalt der dortigen Interessen, deren große Weiterentwicklungsmöglichkeiten und deren Aufgeschlossenheit für neue Forschung und neue Gedanken. Bei all der Überfülle an Arbeit bedauerte er es bis zuletzt, daß er nur mehr wenig Gelegenheit fand, um sich als Cellist im Kammermusikspiel ganz der Musik hinzugeben, und er freute sich ganz besonders, wenn es dazu kommen konnte. Er, der sein ganzes Leben lang nie ernstlich krank war, ist schließlich einem qualvollen Leiden erlegen, das den nimmermüden, unentwegten Schaffer zwang, sich zu ergeben. Ein überaus reiches, ein erfülltes Leben ist damit zu Ende gegangen. Alle, die diese starke und liebenswürdige Persönlichkeit kannten, werden Prof. Dr. Cherbuliez ein gutes Andenken bewahren.

Hans Weber

Abt Dr. Beda Hophan

Die Hophan sind ein uraltes Nafeler Geschlecht. Wir finden da einen Walter Hupphan, von 1351–1360 Pannerherr von Glarus, einen Jakob Hupphan, von 1391–1393 glarnerischer Landammann. 1422 fiel bei Arbedo der Hauptmann Rudolf und etwa 20 Jahre später bei St. Jakob an der Birs ein Heini Hopphan. Doch stärker als das soldatische hat das musische Ahnenerbe den Lebensweg unseres Abtes beeinflußt. Sein Vater wirkte als Musiklehrer in Feldkirch,

seine Großväter mütterlicher- und väterlicherseits waren an der Schule tätig. Daher konnte sich der junge Hophan, der in Feldkirch bei den Jesuiten das Gymnasium besuchte, nicht entschließen, in die Gesellschaft seiner Lehrer einzutreten; denn «Jesuita non cantat», sondern wählte den Benediktinerorden «mit seinem feierlichen, mit Musik verbundenen Gottesdienst», und zwar entschied er sich für ein Kloster, dessen äußere Tätigkeit sich auf die Schule beschränkte.

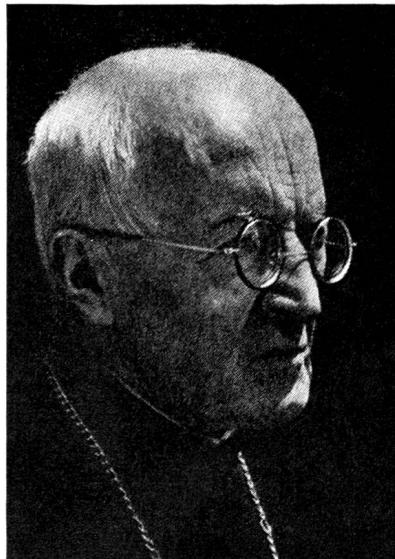
So kam er 1893 nach Disentis. Das Soldatenblut seiner Ahnen verlieh ihm etwas Aristokratisches im besten Sinne und wirkte sich vor allem in der eisernen Disziplin aus, mit der er stets sein hitziges Temperament zu zügeln wußte.

Abt Benedikt Prevost erkannte die reichen Anlagen des jungen Mönches und schickte ihn an die Universität nach Freiburg zum Studium der klassischen Sprachen, das er mit der Dissertation über «Lukians Dialoge über die Götter» abschloß. Wie ihm eine rein philologische These nicht zugesagt hätte, so war er auch in der Schule nie nur Grammatikdrescher. Er verstand es, wie sich einer seiner Schüler etwas hyperbolisch ausdrückt, «die Wände des Schulzimmers weltweit aufzureißen» und die Lektüre der alten Klassiker in den Dienst der Gegenwart zu stellen, indem er aufzeigte, wie unsere jetzige Kultur wesentlich auf zwei Grundlagen aufgebaut ist: auf der Antike und auf dem Christentum. Aufgabe des Gymnasiums sollte sein, den Schülern diese Kultur als etwas Kostbares zu zeigen und ihnen den Kampf für diese Werte als eine begeisternde Lebensaufgabe erscheinen zu lassen.

1925 wurde P. Beda zum Abt gewählt. Vom ersten Tag an verfolgte er planmäßig das Ziel, das er sich als Lebensaufgabe gestellt hatte: den Ausbau der Schule, vor allem des Gymnasiums. Vorerst galt es, die nötigen Kräfte und Räumlichkeiten bereitzustellen. So erhielt eine Reihe jüngerer Kräfte die Möglichkeit, sich an der Universität ein solides Fachwissen anzueignen. Dann wurde in der Nähe des Klosters ein größeres Haus erworben und als Internat ausgebaut. Dadurch wurde es möglich, die oberen Klassen durch eine entsprechend geöffnete Hausordnung auf die akademische Freiheit vorzubereiten. Daß sich dann auch die Verhandlungen mit den kantonalen und eidgenössischen Behörden so reibungslos abwickelten, war neben dem Wohlwollen dieser Instanzen ein Hauptverdienst des Abtes, dessen persönliches Ansehen und feiner Takt alle Wege ebneten. So konnten 1936 die ersten Di-

sentiser Schüler die kantonale Matura ablegen, 1938 folgte die provisorische, 1944 die definitive eidgenössische Anerkennung. Damit war das große Ziel erreicht.

Die Umstände haben es mit sich gebracht, daß Abt Beda, der vor allem Mönch und Schulmann war und sein wollte, auch als großer Bauherr in die Annalen des Klosters eingehen wird. Trotz verschiedener Notbehelfe wurde die Raumnot im Kloster und im Internat immer unerträglicher. Doch sah man keinen Ausweg, bis ein Wohltäter durch eine großzügige Zuwendung den Stein ins Rollen brachte. Mit einem Schlag war der Weg zu einem Neubau frei. Man hielt sich dabei an den Plan von 1714, der zwei Innenhöfe vorsah, die aber damals nicht ausgeführt werden konnten.



Bald zeigte sich, daß die prächtige Hanglage des Klosters die Arbeiten nicht unwesentlich erschwerte. Mehr als ein halbes Jahr wimmelte es von Arbeitern, die fortwährend am Aushub und an der Wegschaffung der Erde arbeiteten. Endlich am 21. März 1938 konnte der Grundstein gelegt werden. Rohbau und Innenausstattung gingen befriedigend vorwärts, bis die Mobilisation mit einem Schlag die Arbeiten stillegte. So war der Bau erst im Herbst 1940 bezugsbereit. Er enthält vor allem die Schlafäle und Studien-

räume des Internates, sodann je ein eigenes Zimmer für Physik, Naturgeschichte und Geographie sowie im Dachstock die naturhistorische Sammlung und im Parterre den großen Theatersaal. Durch diesen Neubau wurden die früheren Schlafäle der Studenten frei und wurden sofort in Zellen für Patres und Brüder umgebaut. — In den Barockklöstern gehört neben Kirche und Bibliothek gewöhnlich auch das Refektorium zu den Räumen, die besonders repräsentativ ausgebaut sind. Das unsrige war alles andere als repräsentativ und dazu viel zu klein, so daß sich ein Umbau aufdrängte. Es ist ein Raum entstanden, der mit seiner Kassettendecke und dem Getäfer, beides aus warmem Arvenholz, mit seinen schweren Eichenstühlen, den schmiedeisernen Leuchtern, den Wabenfenstern in den tiefen Nischen und den farbigen Glasscheiben von Scartazzini gediegene Einfachheit atmet, wie sie zum Charakter einer Bündner Bergabtei paßt. Eine große, aber notwendige Arbeit war dann die Renovation der Kirchenfassade und der langen Klosterfront. Dazu kamen im Innern die Erneuerung der riesigen Gänge, der Bau der Abtskapelle und eines Arvenstübchens zum Empfang der Gäste, wie überhaupt im ganzen Haus nicht mancher Raum ist, der in den letzten Jahrzehnten nicht ausgebaut oder erneuert worden wäre. Dies war nur möglich, weil ein großer Teil der Arbeit durch klostereigene Kräfte ausgeführt werden konnte, durch die Brüder, unter denen sich tüchtige Maurer, Schreiner, Maler, Schlosser und Elektriker befinden.

Anläßlich seines eisernen Professjubiläums im letzten November konnte Abt Beda bei seinem besinnlichen Rückblick auf 60 Jahre Klosterleben von sich gestehen: «Ich habe auch privat mit den Studenten viel Kontakt gehalten und darf wohl gestehen, daß ich manchem durch meinen Rat zu seinem Beruf verholfen habe.» Wirklich fehlte ein wesentlicher Zug im Charakterbild des Verstorbenen, wenn man diese seine Tätigkeit, für die er besondere Vorliebe und Befähigung besaß, unerwähnt ließe. Tausenden ist er während der Entwick-

lungsjahre und bei der Berufswahl ratend und helfend beigestanden, sei es durch ein Gespräch in stiller Klosterzelle, sei es durch die unzähligen Briefe, die im Laufe der Jahre diese Zelle verlassen haben. Und auch als er von der Schule zurückgetreten war und die Leitung des Klosters jüngern Kräften überlassen hatte, hat er diesen Privatverkehr bis zu seinem Tode ununterbrochen aufrecht erhalten.

Vieleicht hat er gerade dadurch im stillen auf Generationen hinaus segensreicher gewirkt als durch manche äußere Tätigkeit.

Im Andenken aller, die ihn gekannt haben, besonders seiner zahlreichen Schüler, wird Abt Beda als hervorragender Vertreter eines christlichen Humanismus weiterleben.

P. Hildefons Peng

und materiell besser anzuschließen, seine unbedingte Unterstützung zum Projekt seines Vetters Dr. Giuseppe a Marca für einen Autotunnel durch den San Bernardino folgen mußte, war nur natürlich. So verfocht Dr. Piero a Marca schon in der Versammlung vom 7. Januar 1933 in Thusis «mit südlicher Wärme und mit Temperament» die Ersetzung des Bahnprojektes mit der neueren realistischeren Lösung des Autotunnels. Am Vortage seines Todes freute er sich herzlich auf den bevorstehenden Tunneldurchstich und hatte sich schon mit der ihm eigenen Bereitschaft zur Verfügung gestellt, um in der Vorbereitung der Feierlichkeiten mit seinem Rat und seiner Feder mitzuwirken. Leider konnte er den schönen Tag des 10. April in San Bernardino nicht mehr erleben.

Pflichtbewußt in seiner beruflichen Tätigkeit, mit den Menschen seiner Gemeinde und seiner Talschaft eng verbunden, überzeugt, daß jede materielle Besserstellung nur dann wertvoll sei, wenn sie von einer entsprechenden geistigen und kulturellen Hebung und vom überzeugten Zurückgreifen auf Vergangenheit und Überlieferung gefolgt ist, war Dr. a Marca Tag für Tag bestrebt, seinen Mitbürgern die Werte der Vergangenheit und der Tradition zu vermitteln. So schrieb er 1926 das Drama «Boellini», das zum Mittelpunkt der Feierlichkeiten zur Vollendung der Restaurierung des Schlosses Mesocco wurde und das noch 1949, als man das 5. Jahrhundert der Befreiung der Mesolcina feierte, mit großem Erfolg aufgeführt wurde. So schilderte er in seinem klaren und einfachen klassischen Stile die Schönheiten der «Valli» in einem Heft der Sammlung «Bellezze naturali della Svizzera Italiana». Von der gleichen Bestrebung, dem Volke seiner engern Heimat besser zu dienen, war auch seine unermüdliche Tätigkeit in Wort und Schrift, durch Vorträge und Presseartikel beseelt und bis zu den letzten Lebenstagen getragen. Seit einigen Jahren durch seinen Sohn von der Hauptbürde der ärztlichen Tätigkeit entlastet, widmete sich Dr. Piero a Marca ganz besonders

Dr. med. Piero a Marca, Mesocco

Vollzählig nahmen die Leute des Moesano am 9. März 1965 Abschied von Dr. Piero a Marca, einem der größten und bedeutendsten Söhne der Mesolcina. Die Delegationen des Großen und des Kleinen Rates bezeugten bei der Beerdigung die Rolle, welche dieser Sohn Graubündens in der Treue und in der Anhänglichkeit unserer Südtäler dem Kanton gegenüber im verflossenen Halbjahrhundert gespielt hatte.

In Mesocco im Jahre 1889 geboren, hatte der Verstorbene nach der gymnasialen Vorbereitung in Roveredo und in Sitten seine Medizinstudien an den Universitäten Freiburg, München und Bern absolviert. Nach zwei Jahren Assistenzpraxis in Bern und in Mendrisio wirkte er dann 50 Jahre

in Mesocco als Arzt. Aber die Liebe zu seiner Talschaft und zu seinen Leuten, die Erkenntnis der geschichtlichen und politischen Verbundenheit des Misox an Graubünden, die Tradition seiner Familie, die immer eine entscheidende Tätigkeit in dieser schicksalhaften Verbundenheit entwickelt hatte, hatten aus Dr. Piero a Marca nicht nur eine führende Persönlichkeit im Kulturgeschehen der Mesolcina, sondern auch einen der wichtigsten Kulturträger seiner engen Heimat gemacht. Es gibt im Moesano keine tiefreichende kulturelle oder soziale Verwirklichung der letzten fünf Jahrzehnte, die nicht mit Dr. a Marca als mit einem Hauptförderer oder Initianten verbunden ist. 1918 war er einer der überzeugtesten und überzeugendsten Mitarbeiter von Prof. Zendralli bei der Gründung der «Pro Grigioni Italiano», der Vereinigung zur kulturellen und sozialen Hebung Italienisch-Bündens, welcher der Verstorbene bis zum letzten Tage seines irdischen Lebens mit Rat und Tat nahe stand. Die Restaurierungsarbeiten der Burgruine Misox und der Kirche Santa Maria del Castello mit den wertvollen Fresken aus dem 15. Jahrhundert haben in ihm einen tatkräftigen Initianten und Förderer gehabt. Und so auch die Gründung der «Pro Mesolcina e Calanca» und des Talschaftsmuseums in San Vittore. Daß aus seiner Überzeugung der Notwendigkeit einer wintersicheren Verbindung, um das Moesano dem nördlichen Teil des Kantons psychologisch



der Forschung und der Erschließung des reichen Materials des Archivs seiner Familie. Einige Vorfrüchte dieser noch nicht ganz abgeschlossenen Arbeit gab er in den «Quaderni Gigionitaliani» bekannt.

Edelgesinnt, tief religiös und feinfühlend, hinterläßt Dr. Piero a Marca

allen, die ihn näher gekannt haben, das unvergängliche Beispiel eines Menschen, der die kulturelle Arbeit als Angelegenheit des Verstandes in ihrem Werden, als Angelegenheit des menschenfreundlichen Herzens in ihrer Bestimmung auffaßte.

R. Boldini

Prof. Dr. Johann Niederer

Von seinem Lehrzimmer im Nebengebäude der Kantonsschule aus hatte J. Niederer die altehrwürdige Kathedrale und den sich ihr anschmiegenden Totenacker stets in seinem Blickfeld. Wie oft während seiner dreißigjährigen Lehrtätigkeit klangen um 2 Uhr nachmittags, bei Unterrichtsbeginn, die Glocken des nahen Gotteshauses an sein Ohr, wenn sie einen aus diesem Leben Abberufenen zum letzten Gange begleiteten! — Sie durften ihn immer wieder an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnt haben. — Am 3. April 1965 galten die Klänge nun ihm selbst. Er war am 31. März im stillen Heime bei Maladers seinem heimtückischen Herzleid erlegen.

Prof. Niederer hat am 19. Mai 1897 in Trimmis das Licht der Welt erblickt und dort in der Folge der Jahre seine Jugendzeit verlebt. Schon von frühester Kindheit an entwickelte sich durch Elternhaus und Umgebung ein inniger Kontakt zur Natur, welcher sein Auge für deren Schönheiten, Eigenarten und Gefahren schärfe und sicherlich nicht ohne Einfluß auf seine später gewählte Studienrichtung blieb. Die einfache Trimmer Dorfschule vermittelte ihm die ersten Eindrücke und Erlebnisse aus dem Bereiche der Schule und beeindruckte ihn so sehr, daß er sich entschloß, die Lehreraufbahn einzuschlagen. So erwarb er sich 1917 das Primarlehrerpatent. Seine ihm durch die Seminarabteilung zuteil gewordene Mittelschulbildung hat er als späterer Mittelschullehrer nie verleugnet, im Gegenteil, er bekundete gerade dieser Abteilung der Kantonsschule stets sein besonderes Inter-

esse. Auf Grund einer starken traditionellen Bindung, die ihn allen Neuerungen mit einer gewissen Skepsis begegnet ließ, hat er wohl dem Auszug dieser Abteilung von der sonnigen Halde nie mit tieferer Überzeugung zustimmen können.



Seine Schulmeisterspuren verdiente sich Prof. Niederer in fünfjähriger Tätigkeit als Primarlehrer in Malans ab, und seine ersten Lehrerfolge vermochten dem innern Drang nach Erweiterung seiner Kenntnisse in gewissen Disziplinen verstärkte Impulse zu vermitteln. So trifft man ihn in den Jahren 1923–1925 als Student an der Universität Bern, wo er sich das Sekundarlehrerpatent in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Studienrichtung erwarb. Dann folgten neuerdings 2 Jahre Schuldienst, diesmal an

der Mädchensekundarschule in Biel. Sein Bildungshunger aber war noch keineswegs gestillt. 1927 trieb es ihn wieder in die vertrauten Hörsäle der Berner Hochschule zurück, wo seine Studien in erster Linie der Mineralogie, Geologie, Zoologie und der Geographie galten. Ein Sommersemester verbrachte er zudem in Wien. 1929 erwarb er sich das Diplom für das höhere Lehramt, das ihn zur Unterrichtstätigkeit an der Mittelschule legitimierte. Schon im Herbst desselben Jahres wählte ihn der Kleine Rat in Nachfolge Prof. Dr. Capeders als Lehrer für Geographie und Geologie an die Bündner Kantonsschule. Noch aber wartete seine Dissertation auf ihren Abschluß. Mit Fleiß und Hingabe widmete sich der nun Berufstätige auch dieser Arbeit und promovierte 1931 mit einer petrographischen Arbeit bei Prof. Dr. E. Hugi zum Doktor der Philosophischen Fakultät II.

Von 1929 bis Dezember 1958 — also an die 30 Jahre — wirkte er nun mit voller Hingabe als Kantonsschullehrer. Die Ausübung der Lehrtätigkeit entsprang einem inneren Bedürfnis und der Freude am Umgang mit jungen, hoffnungsfrohen Menschen. Die Schule war ihm keineswegs nur Erwerbsquelle. Wie viele Stunden hat er doch mit Karten- und Profilzeichnen, mit eifrigem Sammeln von geeignetem Anschauungsmaterial verbracht! Das ausführliche Inventar seiner geographischen und geologischen Lehrsammlung — er vermachte sie anlässlich seines Rücktrittes der Kantonsschule — ist beredtes Zeugnis seines Fleißes und Einsatzes und das Spiegelbild einer reichen Lebensarbeit. Der täglichen Schularbeit oblag er mit großer Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit.

Schon seinem Ausbildungsgange kann entnommen werden, mit welcher Energie er sich jene Kenntnisse aneignete, die für eine ersprießliche Lehrtätigkeit erforderlich waren. Es gab aber für ihn auch nach Abschluß seiner Studien kein Ausruhen auf erworbenen Lorbeeren. Durch ausgedehnte Studienreisen — sie führten ihn nach Österreich, Ungarn, Jugoslawien, Italien, Frankreich, Deutschland, den

Niederlanden, nach Spanien und Portugal — verschaffte er sich in eigener Anschauung von den einzelnen Ländern und Landschaften jene persönlichen Eindrücke und Erlebnisse, die seinen Unterricht zu bereichern vermochten.

Ein Grundzug seiner Persönlichkeit lag in einem ausgeprägten Wohlwollen seinen Zöglingen gegenüber, und gerade dieses Zuges wegen dürfte ihn der Großteil seiner vielen Schüler in bester Erinnerung behalten. Auch unter den Kollegen erfreute er sich dank seiner geraden und dienstfertigen Haltung großer Wertschätzung. Das Verlieren großer Worte, der Versuch, zu blenden und vorzutäuschen, lag seinem Wesen fern.

Wissenschaftliche Tätigkeit entsprang innerer Neigung. Seiner Feder entstammen: «Der Wolf und sein Verachtungskampf in Graubünden», «Der Felssturz am Flimserstein», «Das Eisenbergwerk am Gonzen bei Sargans», «Grundwasser und Quellen des Rhein gebietes zwischen Reichenau und Fläsch», «Aus der Bündner Bärenchronik», «Der Materialismus in den Naturwissenschaften», Separatabdruck aus der Gedenkschrift zum 25jährigen Bestehen des Katholischen Schulvereins Graubünden, und «Geologische Beobachtungen beim Ausbau der Plessur-Kraftwerke».

Außerhalb der Schulstube hat sich Prof. Niederer ebenfalls mit Erfolg betätigt. So war er langjähriges Vorstandsmitglied der Naturforschenden Gesellschaft Graubündens, die er von 1945 bis 1954 präsidierte. Daneben war er in karitativen Vereinen tätig, so z. B. während zweier Jahre als Präsident des Katholischen Waisenunterstützungsvereins Graubünden. 1945 wählte man ihn in den Vorstand der Kath. Kirchengemeinde Chur, dem er bis 1955 angehörte. Nach dem zweiten Weltkrieg betätigte er sich im Rahmen des Schweizerischen Roten Kreuzes für die Kinderhilfe.

Sein Hauptinteresse und seine Hingabe aber galten nach wie vor in erster Linie der Schule, und so war es denn für ihn ein harter und nicht leicht zu überwindender Schlag, als ihn im Dezember 1958 ein heimtücki-

sches Herzleiden derart anfiel, daß er gezwungen war, seine geliebte Lehrtätigkeit augenblicklich einzustellen. Nach bangen Tagen der Ungewißheit erholte er sich wieder verhältnismäßig gut, was seine Hoffnung auf baldige Wiederaufnahme seiner Lehrtätigkeit zu nähren vermochte. Leider erwies sich diese seine Hoffnung als nichtig. Er mußte allmählich erkennen, daß für ihn die Zeit des Ruhestandes angebrochen war, und schweren Herzens nahm er auf ärztlichen Rat hin 1959 seinen vorzeitigen Rücktritt vom Schuldienst. Es wurde still um ihn, doch hat er stetsfort mit Interesse das Geschehen an der Kantonsschule verfolgt, und wie freute er sich, wenn der eine oder andere seiner Kollegen oder ein

ehemaliger Schüler auf ein kurzes Besuchlein in Maladers vorbeikam! Das Leben in stiller Zurückgezogenheit fiel ihm nicht leicht. Doch trug er sein Schicksal mit Ergebenheit und ohne Bitternis, wozu die liebevolle, unermüdliche Pflege seiner Gattin ein Wesentliches beitrug.

Nach seiner schweren Herzattacke vom Dezember 1958 waren ihm noch 6½ Jahre Erdendaseins vergönnt, bis er am 31. März 1965 im Alter von 68 Jahren von dieser Welt abberufen wurde. Auf dem Friedhof zu Füßen der altehrwürdigen Kathedrale hat er seine letzte Ruhestätte gefunden, unweit seiner von ihm so geliebten Arbeitsstätte.

Emil Kirchen

Dr. med. Guido Mark

Wohl selten ging eine schlimme Kunde so schnell durchs Tal und in die hintersten Winkel unserer Dörfer wie die Nachricht vom plötzlichen Hinschied unseres Chefarztes von Schiers, Dr. Guido Mark.

Unfaßbare Überraschung für die meisten. Man hielt stille Einkehr. Der Mann, der buchstäblich immer und zu jeder Zeit einfach da war, wenn man ihn brauchte, soll so plötzlich

nicht mehr helfen können? Eine unheimliche und bedrückende Leere herrschte im Krankenhaus, stumme Trauer überall.

Als Sohn eines Arztes wurde Dr. Mark am 1. Januar 1909 in Zürich geboren. Sein Vater hatte neben Zürich auch eine Saisonpraxis in St. Moritz und Lugano. So wuchs der Knabe bald da und bald dort auf, besuchte das Lyzeum in Zuoz und trat später in die Evangelische Lehranstalt in Schiers ein. Der junge Student fand hier die Atmosphäre, die ihm zusagte. Nicht städtische Unruhe und Kurortslitter, sondern die stille Bergwelt des Prättigaus war der Ort, wo Guido Mark sich heimisch fühlte. Schiers bot ihm viel; hier fand er Freunde und Verständnis für seine vielseitigen Begabungen. Nach Studienjahren in Zürich und Paris mit anschließender Assistentenzeit am Bürgerspital in Basel folgte der Verstorbene im Jahre 1939 einem Ruf an das Schierser Krankenhaus, wo ihn eine kaum zu erfassende Arbeit und Lebensaufgabe erwartete.

Das Krankenhaus entsprach nicht mehr den heutigen Anforderungen. Mit unglaublicher Energie suchte er nach einer tragbaren Lösung. Manche Enttäuschung mußte er entgegenneh-



men, machten doch die politischen Auseinandersetzungen der dreißiger Jahre selbst vor dem Spitalverein nicht Halt, und wenn das Pendel damals zu stark auf die andere Seite ausschlug, so war Dr. Mark niemals dafür verantwortlich. Unbeirrt ging er seinen geraden Weg. Seinem Glauben an das Gelingen, seinem nie erlahmenden Einsatz dürfte es in allererster Linie zu verdanken sein, wenn wir heute über ein allseits anerkanntes und gelungenes Gemeinschaftswerk verfügen. Der Außenstehende kann gar nicht ermessen, wieviel Kleinarbeit die Planung eines solchen Bauvorhabens erheischt, zumal die Gemeinden als Trägerin des Spitals aus an sich beachtlichen Gründen eine obere finanzielle Grenze setzten, die heute als bescheiden zu bezeichnen ist.

Die Verwirklichung dieser schönen Aufgabe dürfte wohl einer der Höhepunkte im Leben des Chefarztes gewesen sein. Aber wie so manches auf dieser Welt seine zwei Seiten hat, auch hier zeigte sich eine Kehrseite: die Aufgabe und die Verantwortung wuchsen, damit auch die Arbeit und die Sorgen. Daneben galt es, mit der vorwärts drängenden Entwicklung in Medizin und Chirurgie Schritt zu halten. Nächte mußten geopfert werden, um die unzähligen Neuerungen zu studieren.

Um so mehr mußte es immer wieder erstaunen, mit welcher Herzlichkeit und bescheidener Fröhlichkeit Dr. Mark seinen Mitmenschen begegnete. Wer ihn näher kannte, wußte allerdings, daß für ihn Arztsein nicht einfach Beruf war, sondern Lebensaufgabe. Daraus ist es auch zu verstehen, warum Dr. Mark mit Vehemenz gegen jegliche Gleichschaltung des Ärztestandes ankämpfte. Er bekannte sich vorbehaltlos zum Leistungsprinzip. Daß diese grundsätzliche Einstellung zum Teil im Abbau begriffen ist, erfüllte ihn mit großer Sorge.

Leider konnte Dr. Mark nicht mehr geruhsamere Tage genießen, nicht mehr im Kreise seiner lieben Familie im schönen Heim in Schiers, wo er immer Trost suchte und fand, endlich die wohlverdiente Entspannung finden. Mitten in seinem Wirken brach

er am 9. April 1965 unter der Last zusammen. Allen ärztlichen Bemühungen war kein Erfolg beschieden.

25 Jahre die Pflichten eines Chefarztes zu tragen, verlangt aufopfernden Einsatz; wer sich selber einen derart strengen Maßstab an Pflichtbe-

wußtsein zulegt, dessen Bürde wird einfach zu schwer.

Wir werden immer in Ehrfurcht seiner gedenken. Sein Tun entsprach wahrlich seinem eigenen Empfinden: «Ich habe alles getan, mehr kann ich nicht.»

Hans Valer, Jenaz

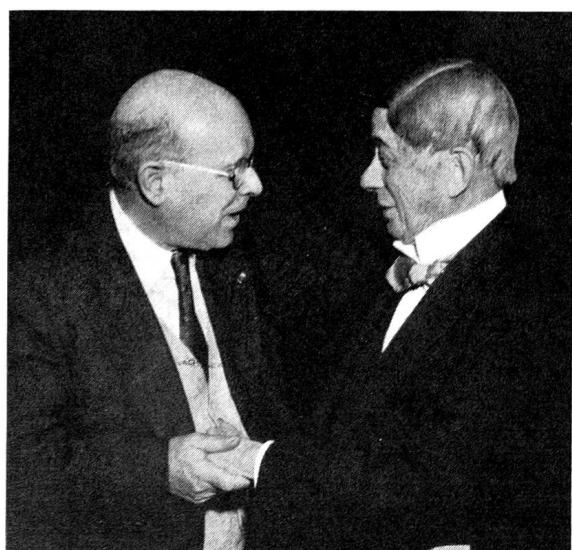
Wilhelm Kux

Es war im Jahre 1939, als der ehemalige Präsident der niederösterreichischen Eskomptobank, Wilhelm Kux, aus Wien in die Schweiz flüchtete, wo er, 76jährig, dank der hiesigen Behörden in Chur eine Zuflucht fand. Hier, im Hotel «Steinbock», das inzwischen dem Kaufhaus Globus weichen mußte, verbrachte der Greis 25 Jahre und beschloß schließlich im Altersheim Rigahaus seine irdische Laufbahn im hohen Alter von fast 102 Jahren.

Ein reich erfülltes Leben hatte sein Ende gefunden, und es ist nur zu bedauern, daß der Dahingeschiedene sich nicht entschließen konnte, seine Erinnerungen aufzuzeichnen; sie hätten das kulturelle und musikalische Leben der alten Kaiserstadt zu Ende des 19. und anfangs des 20. Jahrhunderts in sicherlich faszinierender Weise wiedergespiegelt.

Wer das Glück hatte, Wilhelm Kux im Garten des Hotels «Steinbock» oder auf seinem Zimmer besuchen zu dürfen, konnte nur immer wieder staunen über den reichen Schatz seiner Erinnerungen. Fast unglaublich schien es, wenn der kleine Herr mit der braunen Perücke und den altmodischen Vatermörfern von seinen Begegnungen mit Brahms und Bruckner erzählte zu einer Zeit, da die beiden Antipoden schon seit über 60 Jahren im Grabe ruhten. Selber ein aktiver Musikliebhaber, kam er mit allen damaligen Musikgrößen in Kontakt und unterstützte als großzügiger Mäzen eine Reihe von aufstrebenden Talenten, wie etwa Emanuel Feuermann, den allzu früh verstorbenen Cellisten, um nur diesen Namen zu nennen.

Eine tiefe Freundschaft verband ihn mit Clara Haskil und Pablo Casals, die ihn ab und zu in Chur besuchten.



W. Kux (rechts) im freundschaftlichen Gespräch mit Pablo Casals.

Noch vor wenigen Jahren erhielt er von der so tragisch ums Leben gekommenen Pianistin, die auch in Chur konzertierte, einen Brief, in welchem sie ihre zweite Amerikafahrt erwähnte, die sie nur widerwillig antrat und vor der sie sich fürchtete, da das erste Aufreten in den USA für sie enttäuschend gewesen war. Sie wurde dann aber in Chicago stürmisch gefeiert wie selten eine europäische Künstlerin.

Von Pablo Casals erzählte Präsident Kux einmal eine köstliche Episode, die wohl wert ist, festgehalten zu werden, und die sich etwa um die Jahrhundertwende abgespielt haben dürfte. Nach einem Konzert, in welchem der junge, schon damals berühmte Cellist u. a. eine Beethovensonate gespielt hatte, traf man sich beim Fürsten Wittgenstein. Mit ihm hatte vorher Wilhelm Kux verabredet, dem Künstler eine pikante Überraschung zu bereiten. Der Gastgeber wandte sich an Casals mit der Frage, ob er wohl die Güte hätte, einen Blick in die Cellosonate eines jungen Komponisten zu werfen, für den das Urteil des großen Cellisten von großem Wert wäre. Casals erklärte sich — wenn auch vielleicht etwas widerwillig — dazu bereit. Das Manuskript wurde ihm überreicht, er blätterte darin, stutzte und wäre beinahe rücklings in einen Stuhl gefallen. Was er in Händen hielt, war die Originalniederschrift der eben von ihm gespielten — Beethovensonate!

Ob es sich um dieses kostbare Stück gehandelt hat, das der glückliche Besitzer Wilhelm Kux später seinem Freund Casals geschenkt hatte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls wäre es möglich, wie aus folgendem Brief hervorgeht, den Casals am 15. August 1948 aus Prades an Wilhelm Kux geschrieben hatte und worin es heißt: «Vous ai-je dit que le trésor qui me vient de vous ainsi qu'un autographe de Beethoven est gardé dans une superbe boîte historique espagnole? Une belle inscription indique que le drapeau de Pizzarro était gardé dans cette boîte et fut présenté au libérateur du Pérou en 1822. Grand honneur pour la boîte. Elle se trouve aujourd'hui mille fois plus honorée!»

Damals war Casals umgeben von

einer Schar enthusiastischer lernbegieriger Schüler, denen der Künstler sich voll und ganz widmete. «Je me fatigue beaucoup car je ne peux pas faire les choses sans donner tout de moi mais j'éprouve des grandes satisfactions.»

Wilhelm Kux besaß unter anderem eine Sammlung wertvoller Instrumente aus der Werkstatt von Stradivarius, Guarnerius, Amati, Bergonzi-Geigen, Bratschen, Celli, die später nach Amerika in den Besitz seiner Familienangehörigen überging. Selber spielte W. Kux Geige, hauptsächlich im Streichquartett. Bis ins hohe Alter unterhielt der Verstorbene eine umfangreiche Korrespondenz, und seine feinen Schriftzüge überraschten bis zuletzt durch eine erstaunliche Ebenmäßigkeit.

Der 100. Geburtstag — 14. Februar 1964 — verlief in aller Stille; auf ausdrücklichen Wunsch wurde seiner in keiner der Churer Zeitungen Erwähnung getan. Dafür erschien aber eine Delegation aus Wien, welche dem Ju-

bilar neben herzlichen Gratulationen die Erneuerung der Urkunde als Ehrenmitglied der Gesellschaft der Musikfreunde Wiens überreichte. Dies bedeutete für den Hundertjährigen eine große, aufrichtige Freude.

Auch das Hinscheiden vollzog sich in aller Stille; in der Zeitung erschien lediglich die offizielle Todesanzeige. Bescheiden, zurückgezogen trat Wilhelm Kux von der Lebensbühne ab. Oft äußerte er sich während der letzten Monate, wenn man über sein relativ gutes Befinden staunte, kopfschüttelnd: «Nein, nein — das Alter ist nicht schön, die Sinne versagen ihren Dienst; ich wünsche niemandem, so alt zu werden.»

Nun hat der ehrwürdige Greis die ersehnte Ruhe gefunden, und es bleibt die Erinnerung an den alten Herrn, wie er bei gutem Wetter im Garten des Rigahauses, begleitet von seiner Betreuerin, mit kleinen Schritten auf und ab ging, immer bereit zu einem freundlichen Begrüßungs- und Abschiedswort.

Richard Menzel

Werner Eugster

Der bekannte Cellist Enrico Mainardi, neben Casals und Fournier einer der Größten dieses Instrumentes, hat von Werner Eugster gesagt: «Ein junger Künstler mit hervorragenden musikalischen und cellistischen Fähigkeiten. Zu Recht darf man von ihm eine künstlerische Zukunft ersten Ranges erwarten.» — Dieses Urteil wiegt schwer. Es ist vielleicht noch gewichtiger als all die vielen Zeitungskritiken aus ganz Europa, welche von einem jungen Musiker sprechen, der «jetzt schon zur Elite der Prominenz zu rechnen ist», von einem jungen Künstler, dessen ungewöhnliches Können und überragende Gestaltungsweise «ihn zweifellos schon heute in die vorderste Reihe der Vertreter seines Instrumentes stellt». Wir lesen von «einer überragenden Leistung, wie man ihr nur ganz selten begegnen wird». Oder in einer anderen fachkritischen Würdigung: «Die makellose

Reinheit seiner Intonation, die beeindruckende, einzigartige Schönheit seines Tones, seine prachtvolle Musikalität, all das ermöglicht ihm eine Darstellung von absoluter Überlegenheit.» Solche Lobesworte entnehmen wir Zeitungen, wie «Westfälische Rundschau», «Il Giornale d'Italia», «Die Welt», Hamburg, «National-Zeitung», Basel usw. Und man weiß ja, mit welch spitzem und kritischem Griffel die Musikrezessenten solcher Großstadtblätter schreiben!

Werner Eugster ist, kaum dreißigjährig, von uns gegangen. Nach einem letzten Konzert in Westberlin befiel ihn plötzlich eine schwere Krankheit, der er nach kurzer Zeit am 14. Mai 1965 erlag. Die oft ausgelaugt wirkenden Worte, daß man eine große Hoffnung begraben habe, hier sind sie nun angebracht, schmerzliche Wirklichkeit.

Der Schreibende erinnert sich noch, wie Werner Eugster, als kleiner Gymnasiast, an einer Vortragsübung seines Cellolehrers, Franz Hindermann sen., musizierte. Man spürte damals, an jenem Vortragsabend der Musikschule in Chur im Volkshaussaal, da spielt einer, der etwas zu sagen hat, da «ist etwas los!» Nach der Matura (1954) bestimmten die immer stärker sich äußernde Begabung fürs Violoncello und seine Freude am Musizieren seine Berufswahl. Mit äußerster Zielstrebigkeit und Energie oblag er nun dem Musikstudium. Das Lehrdiplom erwarb er an der Musik-Akademie in Basel unter Paul Szabo (Cellist des Vegh-Quartetts). Dann besuchte er Meisterkurse unter Pablo Casals und Enrico Mainardi. Im Jahre 1959 bestand er an der Accademia Nationale di Santa Cecilia in Rom das Solisten-Konzertdiplom — mit Höchstnote. Und nun kam, in kürzester Zeit, eine Auszeichnung nach der andern: 1961 bester Cellist am Internationalen Musikwettbewerb Genf, 1962 Solistenpreis des Schweizerischen Tonkünstlervereins. Diese Erfolge ebneten ihm verdientermaßen den steinigen und harten Weg einer Konzertlaufbahn: Immer bedeutendere Orchester des In- und Auslandes verpflichteten ihn als Solisten, Radioaufnahmen folgten. Neben den großen Konzerten seines Instruments (das Schumann- und Dvorak-Konzert scheinen ihn ganz besonders gefesselt zu haben) pflegte er aber auch die cellistische Kammermusikliteratur. In Peter Zeugin fand er einen hervorragenden Begleiter, mit dem er sich

menschlich und künstlerisch tief zu verstehen schien. Den Sonatenabend dieser beiden Künstler mit Beethovenischen Werken (Konzertverein Chur, 2. Dezember 1964) haben wir noch in lebendiger Erinnerung! In seinem



letzten Lebensjahr erfolgte eine Berufung an die staatliche Musikhochschule Hannover.

Aus all dieser rastlosen und erfüllten Tätigkeit, aus all diesen Ehrungen und Erfolgen wurde er durch den Tod entrissen. Das ist ein tief schmerzlicher Verlust für seine Angehörigen und Freunde. Das ist auch ein harter Verlust für die Musik und ihre Freunde. Und dennoch müssen wir in Dankbarkeit sagen, daß hier ein Leben zu Ende ging, das reich war und viel Vollendung in sich trug.

Ernst Schweri

Bundesrichter Joseph Plattner

Es gehört zu den leider großen Seltenheiten, wenn Vertretern aus den dünnbesiedelten Kantonen der Aufstieg in die höchsten Ämter, die die Eidgenossenschaft zu vergeben hat, gelingt. Graubünden im besonderen schien während langer Jahrzehnte der politischen Ungunst ausgesetzt. So kam es u. a., daß seit dem Jahre 1897 während mehr als 50 Jahren nie mehr ein

Bündner dem Bundesgericht angehören durfte. Erst in der Dezemberession 1950 der Bundesversammlung wurde der Bergeller Dr. Silvio Giovanoli als vierter Bündner in der 120-jährigen Geschichte des Bundesgerichtes ehrenvoll nach Lausanne berufen. Ein Bann schien damit gebrochen, und es bedeutete deshalb für unseren Stand eine besondere Genugtuung und

Freude, daß vier Jahre später in der Person Dr. Joseph Plattners, gebürtig aus Untervaz, auch noch einem zweiten Sohn unserer Heimat die gleiche Ehrung widerfuhr.

Mit dieser Wahl wurde zweifellos ein Würdiger erkoren. Mag auch den Bundesrichterwahlen hin und wieder der unangenehme Beigeschmack einer parteipolitischen Versorgung anhaften, hatten im vorliegenden Fall derartige Stimmen vor den Qualitäten des Gewählten von vornherein zu verstummen. Denn der Verstorbene erfüllte mit seltener Überzeugungskraft die Voraussetzungen für das wichtige Amt eines Bundesrichters. Seine hohe juristische Schulung und seine vielseitige berufliche Entwicklung, die ihn aus der Advokatur über die Verwaltung in das Richteramt seiner Wahlheimat Thurgau führte, gaben ihm ungemein wertvolle Kenntnisse und Erfahrungen. Als Richter und Präsident des Thurgauer Obergerichtes (1936–1954) hatte er sich mit den zivil- und strafrechtlichen Problemen auseinanderzusetzen, während ihn gleichzeitig die Stellung als Präsident des Enteignungsamtes mit den arbeitsrechtlichen Fragen vertraut machte. Verhaftet blieb er aber als ehemaliger Chef der Steuerverwaltung auch den wichtigen Belangen des Steuerrechtes. Und gerade dessen Fortbildung hat er u. a. als Referent des Schweizerischen Juristenvereins in einer beachtlichen Studie seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Dieser bedeutende Verein erkor ihn übrigens auch zu seinem Präsidenten.

Aber neben dieser juristischen und beruflichen Vorbildung waren es die menschlichen Qualitäten, die den schließlichen Aufstieg Dr. Joseph Plattners in das höchste eidgenössische Richteramt als in schönster Weise sinnvoll erscheinen ließen. Der Richter, und vorab der Bundesrichter, soll ja nicht nur über den juristischen Schulsack verfügen, sondern eine menschlich ausgewogene Persönlichkeit bilden. Richterliche Tätigkeit stellt geistiges Schaffen in besonderem Maß dar, und das erfordert vom Träger dieses Amtes ein entsprechendes Sensus. Der Verstorbene verfügte über



diese Eigenschaften in seltenem Maß. Er war und blieb trotz raschem und sicherem beruflichem Aufstieg in seinem Wesen bescheiden und zeigte sich, wo immer er zu wirken hatte, von geradezu wohltuender Konzilianz. Jeder Dünkel war ihm fremd, jede unnötige Härte verpönt. Auch als

Bundesrichter und Mitglied der wichtigen II. Zivilabteilung, deren Beratungen öffentlich sind, erweckte er durch seine ruhigen, klaren Voten, die das Kämpferische zwar mitunter nicht vermissen ließen, aber denen jede Überheblichkeit fehlte, das Vertrauen und die Zuneigung der Parteien. In ihm verbanden sich richterliche Zucht mit menschlicher Wärme.

Mit rührender Treue fühlte sich der Verstorbene auch mit seiner Heimat verbunden. Seine Sprache blieb trotz Jahrzehntelanger außerkantonaler Berufsausübung das unverfälschte Churer Deutsch. Und wenn immer ihm ein persönlicher Kontakt mit Bündnern oder einem Bündner möglich war, freute er sich darüber und fühlte sich auf diese Weise zu Hause. Und so durfte der Verstorbene, dem an seinem Lebensende eine lange Leidenszeit bechieden war, auch in der Bündner Heimaterde seine letzte Ruhestatt finden. Dr. Joseph Plattner verstarb am 18. September in seinem 63. Lebensjahr.

Peter Metz

genommen. Er durfte sich als Bündner fühlen, da er die vielen Täler unseres Kantons bald besser kannte, als es den meisten gebürtigen Bündnern möglich ist. Fremde Augen beobachten bekanntlich schärfer und sehen schon aus Entdeckerfreude Merkwürdigkeiten, die dem Einheimischen als längst vertraut weniger bedeutungsvoll erscheinen.

Als der Ingenieur- und Architektenverein die Darstellung des Bündner Bürgerhauses plante, wurde das Unternehmen Erwin Poeschel übertragen, der in den Jahren 1923 bis 1925 die drei stattlichen Bände herausgab. Es mochte den im süddeutschen Bauerngebiet beheimateten Gelehrten überraschen, in dem Bergkanton Graubünden fast in jeder größeren Gemeinde Bürger- und Herrschaftshäuser von reichster Ausstattung vorzufinden, wie sie im bayerischen und österreichischen Alpengebiet nur in größeren Orten zu sehen sind. Der Anteil der aus fremden Diensten heimkehrenden Geschlechter an der Entfaltung des bündnerischen Bauwesens mußte ihm als eine auffallende Besonderheit erscheinen.

In Graubünden stieß Poeschel auf ihm fremde Idiome, wie das Engadiner und Oberländer Rätoromanisch und das Italienisch von Bergell, Poschiavo, Mesocco und Calanca. Die Architektur zeigt sich weitgehend von Italien her beeinflußt, wie besonders im Kleinpalazzo des Engadiner Hauses. Das Studium der Kunstdenkmäler brachte den Gelehrten mit den italienischen, aber auch mit den französischen Bauschulen in Berührung; sein Gesichtskreis erweiterte sich nach Süden und nach Westen. Im ganzen gehört aber Graubünden zu jenem alten Rätien, das im Altertum in Augsburg, in der Stadt des Kaisers Augustus, seine Hauptstadt besaß. Auch Ostschwaben mit Kempten gehörte zu diesem Rätien.

Künstlerische Einflüsse von Augsburg und Ulm her werden in den Schnitzaltären in den romanischen Tälern und in der Churer Kathedrale sichtbar. Auf ein wenn auch unbewußt nachwirkendes rätisches Gemeinschaftsgefühl mag auch zurückzuführen

Erwin Poeschel

Es schien dem Kemptener Pfarrerssohn aus fränkischem Geblüt nicht vorbestimmt, daß er zum kunsthistorischen Geschichtsschreiber Graubündens werden sollte, denn sein Berufsziel war die Jurisprudenz, und er hatte in Kempten schon zwei Jahre als Rechtsanwalt gearbeitet, als die Krankheit ihn 1915 zwang, Davos zur Heilung aufzusuchen. Im Deutschen Sanatorium in Wolfgang fand er in einer Berliner Mitpatientin die Lebensgefährtin, die ihn später als tüchtige, unermüdliche Mitarbeiterin durch Graubündens Täler begleitete. Als bei beiden die Gesundheit gekräftigt war, übernahm das Ehepaar in Davos-Platz eine Pension, in der auch Jakob Wassermann als dankbarer Gast weilte, bis Frau Frieda die Höhe nicht mehr ertrug und im Jahre 1929 die Übersiedlung nach Zürich erfolgte.

Hier zuerst an der Schaffhauserstraße, dann lange Jahre an der Drusbergstraße in Witikon wohnhaft, widmete sich Erwin Poeschel neben vielen kunsthistorischen und literarischen Essays, die er in der «Neuen Zürcher Zeitung» und in Fachzeitschriften veröffentlichte, seiner Hauptarbeit, der Aufnahme und wissenschaftlichen Beschreibung der Graubündner Kunstdenkmäler. Diese Tätigkeit führte ihn auch zur aktiven Mitarbeit im Schweizerischen Burgenverein, in der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte und im Schweizerischen Institut für Kunsthistorische Wissenschaft.

In Davos wandte sich der Gelehrte schon früh der Geschichte und kunsthistorischen Vergangenheit Graubündens zu, das bald zu seiner Wahlheimat wurde. Schon 1926 wurde er in das Davoser Ehrenbürgerrecht auf-

ren sein, daß die Baumeister aus Messocco, wie Zendralli nachwies, nicht in das benachbarte Italien, sondern über die Berge nach Bayern zogen, wie auch die Studenten aus den katholischen Tälern nicht Pavia, sondern die Canisius-Universität Ingolstadt aufsuchten.

Im Jahre 1929 gab Erwin Poeschel das «Burgenbuch von Graubünden» heraus, in dem erstmals der Gesamtbestand an Burgen und Burgruinen Graubündens behandelt wurde, mit vielen Skizzen und Plänen auch von der Hand des Verfassers, der jede Arbeit von historischen und systematischen Aspekten her mit aller wissenschaftlichen Gründlichkeit durchführte. Durch seine Publikationen war Poeschel aufs beste für die Inventarisierung der Bündner Kunstdenkmäler vorbereitet.

In den Kreisen des Heimatschutzes, angeregt von Benedict Hartmann und den Architekten Schäfer und Risch, kräftig unterstützt durch den Davoser Landammann Erhard Branger und den Direktor der Rhätischen Bahn, Gustav Bener, entstand der Gedanke, den Bestand der Bündner Kunstdenkmäler gesamthaft darstellen zu lassen. Seit 1932 arbeitete Erwin Poeschel an dem Unternehmen, und in den Jahren 1937 bis 1948 konnten die sieben Bände des Werkes erscheinen. Die Summe, an Sammelerarbeit, an Akribie der Forschung, an sicherer Beurteilung und präziser Darstellung, die der Gelehrte leistete, ist kaum abzuschätzen. Wohlverdient wurde Poeschel im Jahre 1933 von der Zürcher Universität mit der Verleihung des Doctor honoris causa geehrt. Sein Werk wurde schließlich zum Vorbild auch für die Kunstopographie der anderen Kantone.

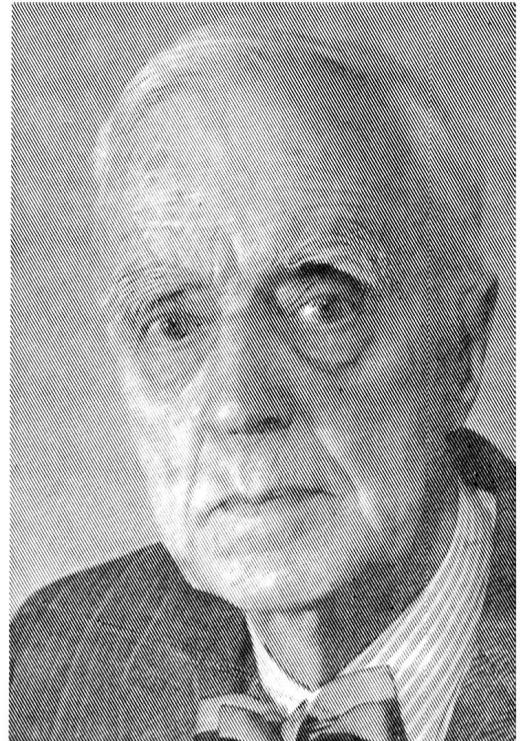
Nach dieser großen Arbeit ermüdete die Feder des Historikers aber nicht. Er bearbeitete noch die Kunstdenkmäler des Fürstentums Liechtenstein und in zwei Bänden die Bauten der Stadt St. Gallen und des Klosters St. Gallen. Wohl kaum ein anderer Bearbeiter

der Kunstdenkmäler besaß die Erfahrung, das Wissen, die Reife des Urteils, die künstlerische Einfühlung, die Gabe der Darstellung und die hohe und weite Bildung, wie sie Erwin Poeschel eigen waren.

Im Jahre 1941 konnte der Gelehrte seine Monographie über die romanischen Deckenbilder der Zilliser Kirche herausgeben. Einige Jahre zuvor, 1938, waren die Deckenfelder zu Restaurationszwecken heruntergenommen und photographiert worden. Das Problem dieses einmaligen Denkmals der mittelalterlichen Malerei wurde durch das Buch Poeschels erneut der wissenschaftlichen Diskussion unterbreitet. Die Besucherzahl der Kirche ist seither ständig im Wachsen begriffen. Ihr Ruf wurde noch dadurch vermehrt, daß der Zürcher Dirigent de Stoutz die Zilliser Kirche für seine sommerlichen Konzerte wählte. Die Deckenbilder waren indes schon früher recht bekannt, denn Christoph Simonett fand im Basler Antiquitätenhandel eine Folge von Kuchenmodellen mit Motiven von der Decke. Zu den letzten Arbeiten Poeschels gehört die Geschichte der «Familie von Castelberg», deren Genealogie und Schicksale er 1959 in einer Reihe von Aufsätzen bearbeitete.

Wer den Gelehrten in den letzten Jahren besuchte, spürte wohl die Abnahme der gesundheitlichen Kräfte und eine gewisse Ermüdung, aber sein Arbeitstisch lag immer bedeckt mit Manuskripten, Büchern, Korrespondenzen. Immer empfing Poeschel den Besucher mit großer Herzlichkeit, das Gespräch stockte nie und blieb stets von seinem feinen Humor belebt.

In seiner Wohnung war Erwin Poeschel von Bildern seines Freundes Augusto Giacometti umgeben, der ihm den künstlerischen Nachlaß vermacht hatte. Ein Teil davon wurde verkauft, aber viele Aquarelle, Pastelle und Malereien blieben in den Räumen an der Drusbergstraße gegenwärtig. Die Freundschaft mit Augusto Giacometti ergab sich daraus, daß Poeschel die



Glasmalerei Giacometti in Davos in der Zeitung in einer Tonart beschrieb, die dem Maler als ungewöhnlich verständnisvoll erschien. Später, im Jahre 1928, widmete Poeschel dem Maler eine wertvolle Monographie, die im Verlag Orell Füllli herauskam. Bei aller geschichtlichen Einstellung zeigte sich Poeschel gegenüber der heutigen Kunst durchaus aufgeschlossen.

Alle Arbeiten Poeschels sind getragen von seiner reichen schriftstellerischen Begabung, seiner flüssigen Darstellung, einem unerschöpflichen Wortschatz, einer geschmeidigen Syntax und dem liebenswürdigen Rhythmus des Vortrages. Diese sprachliche Gewandtheit kam der Darstellung in den Bänden der Kunstdenkmäler sehr zugute, wo die knappe, anschauliche Formulierung die Lektüre wesentlich erleichtert.

Am 21. Juli dieses Jahres 1965 starb Erwin Poeschel mehr an Altersschwäche als an einem Leiden. Am 24. Juli hätte er seinen 81. Geburtstag feiern können. Nach einer Gedächtnissstunde in der Wasserkirche, in der seine Persönlichkeit in den Ansprachen nochmals lebendig wurde, fand die Beisetzung statt. Ulrich Christoffel